

Schleswig-Holsteinische Kandidaten in Galizien.

Ein Beitrag zu dem Verhältnis von Heimatkirche
und Diaspora.

Von Propst i. R. D. Georg Faust in Rendsburg.

1942 feierte der Hauptverein der Evangelischen Gustav-Adolfstiftung in Schleswig-Holstein sein hundertjähriges Bestehen. Auf der Festversammlung in der Lutherkirche in Kiel am 4. Juli wurden 2 sich gegenseitig ergänzende Vorträge gehalten: „Was verdankt die Diaspora der Heimat?“ und „Was verdankt die Heimat der Diaspora?“ Den ersten Vortrag hielt der langjährige Senior der Steiermark D. Spanuth aus Loeben, geboren in Oldesloe. Es war ein warmerherziger Dank der Diaspora für die geistlichen und materiellen Gaben, welche die Diaspora im Laufe eines Jahrhunderts empfangen hatte. Über das zweite Thema durfte ich sprechen, der ich 11 Jahre von 1903 bis 1914 in der Bukowina und Galizien tätig war und seitdem in ständiger Verbindung mit den dortigen Gemeinden und ihrem Leiter, D. Theodor Zöckler in Stanislaus, stand. Auch ich bin gebürtiger Schleswig-Holsteiner, in Sülfeld, nicht weit von Oldesloe, geboren.

In vorbildlicher Weise hat die schleswig-holsteinische Landeskirche die Beziehungen zur Diaspora Galiziens und der Bukowina gepflegt und für das kirchliche Leben ausgemerzt. 1902 hatte Pastor Kähler, damals Kirchbarkau, die Bukowina besucht. Durch seine Vermittlung bin ich 1903 dorthin gekommen, 1909 besuchten Pastor Claßen-Sterup und 1912 Rektor Peters-Neustadt Galizien. Solche Besuche sind stets eine Stärkung für die Diaspora und eine Befruchtung für die Gustav-Adolfarbeit in der Heimat.

In noch viel stärkerem Maße galt das von der Einrichtung, welche die schleswig-holsteinische Landeskirche im Jahre 1908 traf: sie sandte Kandidaten der Theologie auf sechs Monate nach Stanislaw ins dortige Kandidatenkonvikt Paulinum, zahlte ihnen die Reise und den Aufenthalt dort und rechnete ihnen dieses halbe Jahr auf die Vikariatszeit an. Die Anregung dazu ging von dem damaligen Direktor des Predigerseminars in Preetz, Konsistorialrat und Professor D. Franz Rendtorff aus, der zugleich Schriftführer im schleswig-holsteinischen Hauptverein und dessen treibende Kraft war. Später wurde er in Leipzig Präsident des Central-Vorstandes. Er wußte sehr wohl, welchen segensreichen Einfluß ein längerer Aufenthalt in der Diaspora auf die Ausbildung der Kandidaten in jeglicher Beziehung haben würde. Zu Anfang des Jahrhunderts hatte er bereits mehrere Kandidaten nach Oesterreich in die Los-von-Rombewegung entsandt.

Das Kandidatenkonvikt Paulinum in Stanislaw war 1908 gegründet worden von Pfarrer D. Theodor Zöckler. Er hatte aus den Mitteln seiner Ehefrau ein Mietshaus gebaut, aus dessen Erträgen die von ihm geschaffenen Anstalten der Inneren Mission in Stanislaw erhalten werden sollten. Beim Bau war ihm der Gedanke gekommen, im Dachgeschoß kleine Stübchen einzubauen zur Aufnahme von Kandidaten, wie er sie zur Hilfe in seiner kirchlichen Arbeit und den Anstalten benötigte. Er hatte dabei gleich ins Auge gefaßt, sowohl österreichische wie reichsdeutsche Kandidaten aufzunehmen. Zöckler war der Sohn des Greifswalder Professors Otto Zöckler. Er hatte eine umfassende wissenschaftliche Ausbildung genossen und war ein Prediger von Gottes Gnaden, dabei ganz der Mann der Inneren Mission¹⁾.

Galizien und die Bukowina gehörten damals zur österreichisch-ungarischen Monarchie. Sie lagen nordöstlich der Karpaten, angrenzend an Rußland und Rumänien. Kirchlich waren sie in der galizisch-bukowinischen Diözese der Evangelischen Kirche Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses in Oesterreich zusammengefaßt und dem Superintendenten in Biala unterstellt. Unter der Bevölkerung bildeten die Evangelischen nur eine verschwindende Minderheit, in Galizien über 30 000, in der Bukowina 10 000. Galizien

¹⁾ Lillie Zöckler: Gott hört Gebet — Ein Lebensbild Theodor Zöcklers. Quellverlag, Stuttgart.

zien allein hatte fast $3\frac{1}{2}$ Millionen Polen, über $3\frac{1}{2}$ Millionen Ukrainer und 1 Million Juden.

Auffallend war das fast genaue Zusammenfallen der Volksgrenzen mit der Konfession. Die Polen waren fast ausnahmslos römisch-katholisch und zwar mit einer Inbrunst und Leidenschaft wie wenige andere katholische Völker, die Ukrainer alle griechisch-katholisch, d. h. mit Rom uniert, hatten aber die Priesterehe und das Heil. Abendmahl sub utraque behalten, die Juden bis auf wenig Übertritte mosaisch. In Österreichisch-Schlesien gab es etwa 80 000 evangelische Polen, die eine besondere Mundart sprachen und Wasserpolen genannt wurden. Diese waren im Allgemeinen deutschfreundlich gesonnen, besuchten deutsche Schulen und wuchsen in ihren gebildeten Schichten ins deutsche Volkstum hinein. Viele von ihren Söhnen studierten Theologie. Soweit sie nicht in Schlesien Anstellung fanden, gingen sie an unsere deutschen evangelischen Gemeinden in Galizien. In der Bukowina gab es neben den genannten Kirchen noch die griechisch-orientalische unter dem Erzbischof in Czernowitz, eine armenisch-katholische und armenisch-orientalische, daneben die Sekte der Lippowaner.

Das war die Umwelt, in welche unsere schleswig-holsteinischen Kandidaten eintraten. Der Gegensatz wurde um so stärker empfunden, als es vor dem ersten Weltkrieg in Schleswig-Holstein bis auf wenige Katholiken kaum Andersgläubige gab. Auch die dänische Frage spielte damals noch kaum eine Rolle.

Den Kandidaten war somit reichlich Gelegenheit gegeben, ihre Kenntnisse in Symbolik aufzufrischen und selber an den Gottesdiensten der verschiedenen Kirchen und der Synagoge teilzunehmen. Auch in der Öffentlichkeit konnten sie bei Beerdigungen, Prozessionen etc. das religiöse Leben der Umwelt beobachten. In den Jahren 1908 bis Ausbruch des ersten Weltkrieges wurden 9 Kandidaten in das Kandidatenkonvikt in Stanislaw entsandt. Es waren: Walter Kranz, Karl Mau, H. Petersen, Carl Barharn, Hilbert von der Smissen, Georg Dorrien, Karl Hinrichsen, Johannes Rieper und Dr. Klaus Harms. Nach dem ersten Weltkrieg wurde Galizien von Österreich abgetrennt und Bestandteil der neu gegründeten Polnischen Republik. Die Einreise war außerordentlich erschwert, die wirtschaftlichen Verhältnisse erschüttert, so daß es schwierig war, Kandidaten nach Sta-

nislau zu entsenden. Es war wohl nur der Kandidat Kurt Lucht, dem es glückte.

Für unsere Kandidaten war es sehr lehrreich und nützlich, einmal ein anderes Staatswesen kennenzulernen. Nur durch Vergleichen lernt man Vorzüge und Nachteile des einen und des anderen Staates kennen. Freilich wurde es ihnen schwer, sich in den überaus verwickelten Verhältnissen in völkischer und politischer Hinsicht zurecht zu finden. Da gabs neben den über 6 Millionen Deutschen Polen, Ukrainer, Rumänen, Tschechen, Slovenen, Italiener, in Ungarn Deutsche (Siebenbürger Sachsen, Schwaben), Madjaren, Slowaken, Zigeuner und Kroaten. Jede dieser Völkerschaften hatte ihre Geschichte und stellte an den Staat ihre Ansprüche, so daß die Parteien ein völlig verworrenes Bild boten.

Die Tatsache, daß in Galizien die Grenzen der Volksgruppen mit denen der Kirchen zusammen fielen, regte zum Nachdenken an und führte zu der Erkenntnis, daß die Frömmigkeit eines Volkes nicht allein von dem Bekenntnis seiner Kirche als vielmehr auch von Bestandteilen seines Volkstums bestimmt ist, in dem uralte Überlieferungen weiterleben.

Dies Zusammenleben verschiedener Völker und Kirchen kann zu Ausgleich und Duldsamkeit, aber auch zum Kampf und zur völligen Gleichgültigkeit führen. Wo in *einer* Familie 3 Konfessionen vertreten sind, lebt man so leicht nach dem Wort: Wir glauben all an einen Gott, Christ, Jude, Türk und Hottentot! Die Diaspora steht überhaupt in der Gefahr, aus der Negation zu leben. Man betet keinen Rosenkranz, aber was dann?

Unsere galizischen evangelischen Gemeinden hielten die von den Vätern ererbte Frömmigkeit in Ehren und pflegten sie. Die Bauerngemeinden waren unter dem Kaiser Joseph II., dem Sohn der Maria Theresia, gegründet worden (1780—90). Sie waren über das ganze Land in einer Ausdehnung von 600 km zerstreut. Zum größten Teil trugen sie deutsche Namen: Dornfeld, Reichenbach, Lindenfeld, Einsiedel, Falkenstein, Rosenberg, Josephsberg, Brigidau, Landes-treu, Ugartstal und ähnliche. Sie waren angelegt, um der damals tiefstehenden Bevölkerung des Landes kulturell als Vorbild zu dienen. Bis 1773 war Galizien Bestandteil des alten polnischen Reiches gewesen. Der damalige Konprinz Jo-

seph war entsetzt, als er auf einer Besichtigungsreise die trostlosen Verhältnisse in Galizien kennenlernte.

Daß unsere Gemeinden sich deutsch und evangelisch erhalten haben, verdanken sie neben ihrer Kirche ihrer evangelischen Schule. Das bedeutete für die Gemeinden eine schwere Belastung, da die Schulen Privatvolksschulen waren, für die das Land keine Beihilfen zahlte. 85 solcher Schulen mußten erhalten werden. Die meisten von ihnen waren einklassig, aber in den Städten und größeren Dörfern gab es mehrklassige Schulen. In einer wundervollen Zusammenarbeit zwischen Kirche und Schule konnte somit an dem Aufbau des eigenen Volkes gearbeitet werden, da ein eindeutiges Erziehungsziel vorhanden war.

Die in Galizien scharf ausgeprägten Unterschiede der Völkerschaften zwangen zum Nachdenken über das Verhältnis von Glaube und Volkstum. Jede Gleichgültigkeit war vom kirchlichen Standpunkt aus schon bedenklich. Wer gegenüber seinem angestammten Volkstum gleichgültig war, bei dem fehlte oft auch die kirchliche Entschiedenheit. In einzelnen, zum Glück seltenen Fällen konnten wir es beobachten, wenn der Sohn einer deutschen Bauernfamilie als Handwerker oder Angestellter in die Stadt zog und dort ein polnisches Mädchen heiratete, daß dann die Kinder bereits polnisch und römisch-katholisch heranwuchsen. Hatte aber ein Nichtdeutscher Gelegenheit, sich in einem deutschen Dorf anzukaufen, so bedeutete das, daß er keine Beiträge zur Erhaltung der deutsch-evangelischen Schule und der Kirche zahlte.

Im Nachdenken von Luther her erkannten wir, daß das Volkstum eine Gottesordnung ist und darum im Sinne des ersten Artikels heilig gehalten werden muß. Pfarrer D. Zöckler trug deshalb keine Bedenken, bei der Gründung des „Bundes der christlichen Deutschen in Galizien“ im Jahre 1907 tatkräftig mitzuwirken. Dies war der einzige Weg, um die deutsche Bewegung vor dem Absinken im Radikalismus und Antisemitismus zu bewahren. Für die gegen 30 000 deutschen Katholiken, die nur von polnischen Priestern versorgt wurden, war der deutsche Bund eine Rettung in großen völkischen und wirtschaftlichen Nöten.

Es mag sein, daß die Polen hofften, im Laufe der Jahre die Deutschen aufsaugen zu können. Jedenfalls taten sie Alles, um einen Aufschwung der Deutschen und der Evan-

gelischen Kirche zu verhindern. Obwohl Pfarrer D. Zöckler äußerst gerecht den Polen gegenüber war, wurden von der polnischen Presse heftige Angriffe gegen ihn erhoben, die dahin führten, daß der Pöbel einmal Hunderte von Fensterscheiben im Kinderheim zertrümmerte.

Im Kinderheim war einst ein kleiner erbarmungswürdiger Junge aufgenommen worden. Er war in Oberungarn unehelich geboren. Da in der Umgebung kein evangelischer Pfarrer vorhanden war, ließ die Mutter den Jungen durch den katholischen Priester taufen. Aber ganz vorschriftsmäßig hatte dieser auf dem Taufschein vermerkt: „mater evangelica“. Da der Junge begabt war, schickte Pfarrer D. Zöckler ihn auf das Gymnasium. Nach einiger Zeit entdeckte der Direktor, daß der Knabe einen katholischen Taufschein habe. Er zwang ihn deshalb, am katholischen Religionsunterricht teilzunehmen, wo der kleine Andreas allerdings keine Antwort gab. Da erschien bei Pfarrer Zöckler Professor Markowski, ein berühmter Proselytenmacher, und teilte mit, daß er zum Vormund des Andreas ernannt sei. Er verlangte die Herausgabe des Jungen, um ihn in die polnische Burse zu bringen, damit er dort katholisch erzogen würde. Pfarrer Zöckler schoß das Blut in den Kopf, da er sofort die Folgen für das Kinderheim erkannte. Eine ganze Anzahl der Kinder hatte solche katholischen Taufscheine. Er erklärte dem Professor: Vor Gott und Menschen bin ich Vormund des Jungen, denn ich habe ihn aus dem Elend herausgezogen, ich gebe ihn nicht heraus. Mit den Worten: „Das werden wir sehen“ entfernte sich der Professor. Am nächsten Tag erschien er wieder und zwar mit dem Gerichtsvollzieher und einem Auftrag des Vormundschaftsgerichts, den Jungen zwangsweise aus dem Kinderheim zu holen. Pfarrer Zöckler forderte ihn daraufhin auf, den Jungen aus der Knabenabteilung zu holen. Jedoch war Andreas im ganzen Kinderheim nicht auffindbar und beide Herren mußten unverrichteter Sache abziehen.

Was war geschehen? Am Abend vorher hatte Andreas sich Mädchenkleider angezogen und war heimlich aus dem Kinderheim entwichen. Vor der Stadt erwartete ihn der Wagen der Anstalt, fuhr ihn mit einem Kandidaten zur nächsten Bahnstation. Um Mitternacht klopfte es an unserm Pfarrhaus in Dornfeld und davor standen der Kandidat und der Junge, die sich in der Nacht von unserer 6 km entfer-

ten Bahnstation Szczerzec nach Dornfeld getastet hatten, trotz der Dunkelheit und schlechten Wege. Der Junge wurde bei uns unter falschem Namen verborgen gehalten. In Stanislau war sofort ein Strafverfahren gegen N. N. wegen Kindesentführung eröffnet worden. Pfarrer Zöckler war als Zeuge geladen. Auf die Frage nach dem Verbleib des Andreas verweigerte er die Auskunft. Er wurde daraufhin zu 500 Kronen Strafe verurteilt. Da er nicht zahlte, versiegelte der Gerichtsvollzieher sein Klavier. Nach 14 Tagen fand eine zweite Gerichtsverhandlung in derselben Angelegenheit statt. Wiederum lehnte Pfarrer Zöckler die Auskunft ab und wurde zu 1 000 Kronen verurteilt.

Pfarrer Zöckler hatte sich inzwischen Beschwerde führend an das Unterrichtsministerium, das Innenministerium und das Justizministerium in Wien gewandt und um Klärung der Rechtslage gebeten, zumal das Gericht bei weiterer Weigerung mit Gefängnis gedroht hatte. Während der Zeit gingen verdeckte Telegramme hin und her, Kuriere kamen und gingen, bis schließlich im Februar ein Kandidat den Jungen abholte und mit unbekanntem Ziel abreiste. Pfarrer Zöckler konnte nun mit gutem Gewissen angeben, er wisse nicht, wo sich der Junge aufhalte. Da sich mehrere Abgeordnete des Wiener Reichsrates der Sache angenommen hatten und diese zu einem politischen Skandal ausgewachsen war, mußten die Ministerien schließlich Stellung nehmen. Aber sie drückten sich unter dem Druck der Polen um eine klare Entscheidung. Vielmehr wurde erkannt, das Gericht habe einen Formfehler begangen: Da der Großvater des Knaben noch lebe, hätte dieser zum Vormund ernannt werden müssen, was dann auch geschah. Dieser ordnete dann die Unterbringung des Jungen im Kinderheim wieder an. Nach 7 Monaten konnte Andreas im Mai des folgenden Jahres ins Kinderheim zurückkehren. Aber wieviel Arbeit und Geld hatte dieser Kampf gekostet!

Einer der engsten Mitarbeiter und Freunde Zöcklers war Pfarrer Max Weidauer aus Sachsen, ein gottbegnadeter Seelsorger und Prediger voll hoher Gaben und köstlichen Humors, der von allen Kandidaten hochverehrt wurde. Unter den primitivsten Verhältnissen hatte er in Hingabe den ärmsten Gemeinden gedient, ohne ein Amt inne zu haben. Als der Pfarrer von Ungartstal gestorben war, wurde er von dieser Gemeinde einstimmig gewählt. Nun

mußten in Oesterreich die Pfarrer die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen. Die polnische Statthalterei in Lemberg weigerte sich entschieden, die Erteilung der Staatsbürgerschaft an Weidauer zu befürworten, ohne welche das Innenministerium in Wien dieselbe nicht verleihen konnte. Ich wurde nach endlosen Verhandlungen nach Wien geschickt und habe mit 3 Ministern die Angelegenheit verhandelt, die mit einem Vergleich endete: Pfarrer Weidauer sollte in die Bukowina gehen, sich verpflichten, vor 5 Jahren nicht nach Galizien zurückzukehren, aber dort sofort die Staatsbürgerschaft erhalten, was auch geschah. Durch eine freundliche Fügung konnte er dann doch schon nach 2 Jahren mit Zustimmung der Polen seinen Einzug in die Pfarrgemeinde Baginsberg halten, allerdings begleitet von 2 Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett, da wiederum fanatische Polen Störungsversuche unternahmen.

Wie stark der Haß der Polen gegen Pfarrer Zöckler war, geht aus der Tatsache hervor, daß Pfarrer Zöckler bei Ausbruch des zweiten Weltkrieges sofort mit seinen Mitarbeitern von den Polen verhaftet und ins Gefängnis geworfen wurde und erst nach 14 Tagen durch den schnellen Vormarsch der Bolschewiken befreit wurde. Nachher stellte sich heraus, daß Pfarrer Zöckler auf der Todesliste oben an gestanden hatte!

Unter dem Einfluß dieses Mannes wurden unsere Kandidaten in das Leben der Diaspora eingeführt. Sie nahmen teil an den Gottesdiensten, Bibelstunden, der Gebetswoche zu Anfang des Jahres, den Konferenzen zur Vertiefung des Glaubens- und Liebeslebens, fuhren mit auf die entfernten Diasporadörfer, halfen im Kinderheim mit seinen 200 Insassen, gaben Religionsunterricht oder zurückgebliebenen Kindern aus der ganz einsamen Diaspora Konfirmandenunterricht, bekamen Einblick in die Verwaltung, predigten auch hin und wieder, kurzum die Zeit war ausgefüllt.

Freilich für manche Kandidaten kamen Zeiten innerer Erschütterung. Kein ernsthafter Theologe kann beim Anblick so vieler Kirchengebilde der Frage ausweichen: Wo ist die Wahrheit? Gar mancher hat dann seinen theologischen Bestand überprüfen und manches festgefahrene Urteil abbauen müssen. Andere wieder empfingen einen tiefen Eindruck von der Macht der katholischen Kirche, besonders im Hinblick auf die 27 evangelischen Landeskirchen im damaligen

Deutschland. Und doch wußten wir: es gibt in Deutschland eine evangelische Kirche, zu der auch wir gehören, obwohl die organisierte „Evangelische Kirche in Deutschland“ noch nicht bestand. Sie trat uns entgegen im Gustav-Adolf-Verein, besonders auf seinen Festen und Versammlungen. Ohne ihn wäre unsere Kirche in Galizien längst zusammengebrochen. Dort draußen lernten wir, wie notwendig die organisierte Kirche ist, aber wie das Wesen der Kirche nicht in ihren äußeren Formen besteht, wie unter den primitivsten Ordnungen ein volles Glaubens- und Liebesleben gedeihen kann.

Wer nach Galizien kam, mußte zur Judenfrage Stellung nehmen. Man begegnete ja auf Schritt und Tritt Juden. Schon auf der Eisenbahn waren sie zahlreich vertreten. Da befestigten sie bei Sonnenaufgang auf der Stirn das Kästchen mit den 10 Geboten, banden den Gebetsriemen um den linken Arm, zogen den Gebetsmantel an und verrichteten ihr Gebet. Freilich machte es ihnen nichts aus, sich zu unterbrechen und ganz profane Gespräche zu führen. Man sah, wenn man durch die kleinen jüdischen Städte fuhr, beim Aufgang der ersten Sterne zu Beginn des Sabbats am Freitagabend in den Häusern den siebenarmigen Leuchter aufflammen. Man hatte Gelegenheit am Gottesdienst in ihren Synagogen teilzunehmen und den oft schönen Gesang zu hören. Weniger angenehm empfand man ihre Betätigung im Handel, einerlei ob in den Geschäften oder auf dem freien Markt oder in den Häusern.

Unseren Kandidaten war Gelegenheit gegeben, sich eingehend mit der Judenfrage zu beschäftigen. Im „Paulinum“ wohnte ein christgläubiger Jude namens Lucki. Er war gewissermaßen der Senior des Kandidatenkonvikts und wurde von Pfarrer Zöckler erhalten. Pfarrer Zöckler war s.Zt. (1891) als Judenmissionar nach Stanislau gekommen. Lucki hatte ihn bald belehrt, daß er Israel einen größeren Dienst erweisen würde, wenn er die vernachlässigte evangelische Gemeinde zu neuem Leben erwecken, als wenn er einzelne Juden bekehren würde. Lucki nahm der Judenmission gegenüber eine ablehnende Haltung ein, nicht nur weil in vielen Fällen der Übertritt zum Christentum nur aus äußerlichen Gründen erfolgte, sondern aus grundsätzlichen Erwägungen.

Lucki war in der Nähe von Stanislau geboren. Als strenggläubiger Jude hatte er den sehnlichen Wunsch, Rabbiner

zu werden. Auf der Rabbinatsschule in Berlin studierte er zur Lösung einer Preisaufgabe das Neue Testament und erkannte Jesus von Nazareth als den verheißenen Messias. Er studierte Theologie und war einer der besten Kenner des Alten Testaments und des Talmuds. Als christgewordener Jude fühlte er sich erst als ein Jude im Vollsinn des Wortes. Er war empört, wenn ein Jude glaubte, nach seiner Taufe sich einem der Wirtsvölker anschließen zu dürfen. Er blieb auch nach der Taufe Jude der Abstammung und dem Volke nach. So hielt er sich streng zu seinem Volk, feierte mit ihnen den Sabbat und hielt die Speisegebote. Nach seiner theologischen Überzeugung brauchte er unsere fünfzehnhundertjährige dogmengeschichtliche Entwicklung nicht, da er als gläubiger Jude wie die Urgemeinde unmittelbar Zugang zu Christus als dem verheißenen Messias hatte.

In Österreich lagen die Verhältnisse so, daß die Taufe nicht vom Judenmissionar, sondern nur von einem Pfarrer einer anerkannten Kirche vollzogen werden durfte. Die Pfarrer waren gleichzeitig die staatlichen Matrikenführer. So war es bei dem oben geschilderten Zusammenhang zwischen Kirche und Volkstum selbstverständlich, daß ein Jude, der zur katholischen Kirche übertrat, als Pole betrachtet wurde, der von einem evangelischen Pfarrer getauft wurde, als Deutscher angesehen wurde. Gegen diese Verquickung von Kirche und Volkstum wandte sich Lucki. Er lebte diesem Gedanken und vertrat seine Anschauung schriftstellerisch, konnte aber nur eine ganz kleine Gemeinde sammeln. Doch war es ergreifend, wenn er die Propheten oder den Galaterbrief auslegte, wobei wir erst einen Eindruck bekamen, was der *nomos* (Gesetz) für den Juden bedeutete.

Nach einem stillschweigenden Übereinkommen war es feststehende Sitte geworden, daß die Kandidaten 8 - 14 Tage zu uns nach Dornfeld kamen, um das Leben in einem Dorf kennen zu lernen. Es waren für uns immer Festtage, wenn die Gäste aus der schleswig-holsteinischen Heimat eintrafen und wir miteinander plattdeutsch sprechen konnten. Dornfeld liegt 4 Meilen südlich von Lemberg, 6 km von der nächsten Bahnstation Szczerzec entfernt. Es war, wenn auch nicht die größte, so doch die schönste der deutschen Siedlungen und hatte gegen 600 Einwohner, fast rein deutsch, und bestand aus 86 Bauern und mehreren Handwerkern. Zur Pfarrgemeinde gehörten 6 weitere deutsche Dörfer mit Ent-

fernungen von 3 - 11 km. Die Kirche war der geometrische und geistige Mittelpunkt des Dorfes. Eine zweite Kirche stand in dem 11 km entfernten Falkenstein, in welcher jeden dritten Sonntag Predigtgottesdienst gehalten wurde. An den beiden übrigen Sonntagen hielt der Lehrer Lesegottesdienst.

In Dornfeld war auch die Zentrale der deutschen Spar- und Darlehnskassen, deren Leitung in meiner Hand lag. Aber ist das Aufgabe eines Pfarrers? Hat nicht die Beschäftigung mit dem Mammon seine Gefahren? Gewiß. Aber in der Diaspora lagen die Verhältnisse ganz anders.

Unsere deutschen Gemeinden waren durchweg arm, weil der Grundbesitz zu klein war und die wirtschaftlichen Verhältnisse wenig erfreulich waren. In allen Handels- und Geldgeschäften waren unsere Bauern und Handwerker auf den Juden angewiesen. Es gab wohl polnische, ukrainische und jüdische Geldinstitute, aber keine deutschen. Unsere Leute mußten ihr Geld in volksfremde Kassen legen, und so arbeitete ihr Geld gegen unsere deutschen Belange, wie wir in vielen Fällen nachweisen konnten. Brauchte ein Deutscher Geld, so war es nur durch den Juden zu bekommen und zwar zu hohen Zinsen. Zur Erhaltung ihrer Kirchen und Schulen waren unsere Gemeinden auf Unterstützung des Gustav-Adolf-Vereins und in wenigen Fällen auch des Vereins für das Deutschtum im Ausland in Berlin angewiesen. Die Folge war eine allmähliche Abbröckelung unserer deutschen Gemeinden. Was hatte aber die kirchliche Arbeit für einen Zweck, wenn der Untergang unserer Gemeinden nicht aufzuhalten war?

So war der Ruf nach deutschen Raiffeisenkassen aus der Not der Zeit geboren und immer stärker geworden. Diese Arbeit hatte aber nur Aussicht auf Erfolg, wenn die Pfarrer und Lehrer sich daran beteiligten.

Nach dem Begrüßungsabend des Gustav - Adolffestes in Augustdorf waren Pfarrer Zöckler, Weidauer und ich vor das Dorf gegangen und im klaren Mondenschein hatten wir am Wegrand sitzend ernstlich an der Bibel und an Luther die Frage geprüft, wie weit wir uns an solchem wirtschaftlichen Unternehmen beteiligen durften. Wir hatten die klare Überzeugung gewonnen, wenn wir gerufen würden, dürften wir uns der Aufforderung nicht entziehen. Auf der Sitzung des Deutschen Volksrates für Galizien in Biala am 8. Dezember 1908 beauftragte der Deutsche Volksrat für Galizien

mich, die Gründung deutscher Spar- und Darlehnskassen unverzüglich in die Hand zu nehmen. Es war eine schwere Aufgabe, zumal ich in solchen Sachen völlig unbewandert war und mir selber erst die erforderlichen Kenntnisse aneignen mußte.

Es waren allergrößte Schwierigkeiten zu überwinden. Nicht allein die großen räumlichen Entfernungen und die schlechten Verkehrsverhältnisse erschwerten die Verbindungen, sondern es fehlten auch in den Dörfern jegliche Voraussetzungen — außer dem dringenden Creditbedarf. Dazu das erforderliche Betriebskapital. Bis dahin hatte jeder sein Geld so gut angelegt, wie er konnte. Jetzt sollte er sich mit einem niederen Zinsfuß begnügen, um durch billige Darlehnszinsen dem Nächsten zu helfen. Wir hielten eisern an dem Grundsatz fest, daß unsere Kassen keine reinen Geldinstitute waren, sondern Wohlfahrtseinrichtungen, die unter dem Motto arbeiteten: Deutsches Geld darf nur für Deutsche arbeiten. Hinzu kam, daß zwei schwere Geldkrisen und eine vollkommene Mißernte Galizien heimsuchten.

Trotz aller Schwierigkeiten gelang es, bis Ende 1913 41 deutsche Spar- und Darlehnskassen zu gründen. Davon waren zehn in katholischen Siedlungen. Der Stand der Spareinlagen betrug 2 230 000 Kronen. Mit dem Geld war vielen notleidenden Volksgenossen geholfen worden, mancher verloren gegangene deutsche Bauernhof war zurückgewonnen und etwa 1 000 Joch neues Land waren erworben worden.

Die wirtschaftliche Kraft war gestärkt worden, was indirekt zur Festigung des Kirchen- und Schulwesens beitrug. Schon am 1. November 1910 konnten wir die Kassen zum Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften zusammenschließen und zum gemeinsamen Warenbezug und -verkauf übergehen. Die Leitung des Verbandes lag in meinen Händen.

Der Centralvorstand des Gustav-Adolfvereins schrieb in jenen Jahren: *„Das Bild der galizischen Diaspora ist gegen früher völlig verwandelt. Lebensmut, Arbeitsfreude und Zukunftshoffnung ist an die Stelle gleichgültigen Dahindämmerns oder mutloser Ergebung getreten. Der ‚Bund der christlichen Deutschen in Galizien‘ hat sich um die Erhaltung der deutschen Siedlungen in Galizien, d. h. doch auch der Grundlagen für ein evangelisches Gemeindeleben, die größten Verdienste erworben, in wirtschaftlicher Beziehung hat*

er die Kolonien gestützt. Wie solche nationale Arbeit die äußeren Grundlagen der kirchlichen Arbeit erhält, so wirkt die kirchliche Arbeit, die ohne Nebenrücksichten und Nebenzwecke allein für Gottes ewiges Reich getan wird, naturgemäß auf die nationale Erhaltung und die innere Kräftigung der deutschen evangelischen Gemeinden zurück."

Der Centralvorstand verfolgte nicht nur mit Spannung die Entwicklung unserer Raiffeisenkassen, sondern sandte mich im Frühjahr 1912 nach Slavonien, um die dortigen Verhältnisse in den deutschen evangelischen Gemeinden zu prüfen und die Gründung deutscher Kassen anzuregen. Schon ein Jahr vorher hatte der Verein für das Deutschtum im Ausland in Berlin den Gerichtsreferendar Dr. jur. Albrecht Oehler, den Sohn des Baseler Missionsinspektors, für einen Monat zu mir nach Dornfeld entsandt, um die Gründung deutscher Kassen in der Diaspora zu studieren. Er wurde dann nach Bosnien geschickt, um in Verbindung mit seinem Bruder, der Pfarrer in Banjaluka war, die wirtschaftliche Organisation der dortigen deutschen Gemeinden durchzuführen. Von Slavonien aus konnte ich einen Abstecher dorthin machen und mich von der segensreichen Tätigkeit überzeugen.

Die Kandidaten bekamen in Dornfeld Einblicke in den Verlauf des Wirtschaftslebens in schwierigen Verhältnissen und die Zusammenhänge mit Kirche und der Betätigung christlichen Lebens in diesen Bereichen. Da ich 2. Vorsitzender des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien war, konnte ich ihnen zugleich über dessen Tätigkeit Aufklärung geben.

1911 war ich zum Vorsitzenden des galizischen Zweigvereins der Gustav-Adolfstiftung gewählt worden und konnte die Kandidaten auch in diese Arbeit unseres kirchlichen Lebens einführen.

Allein konnte ich diese vielen Aufgaben nicht bewältigen. Schon 1910 hatte ich vom Evangelischen Bund einen Vikar bekommen und im Frühjahr 1912 wurde ein Sekretär für das Genossenschaftswesen angestellt, dem bald ein Kanzlist beigegeben werden mußte. All diese Arbeiten führten uns mehr oder weniger mit der Politik zusammen. Es gelang uns, die Aufmerksamkeit des Thronfolgers Franz Ferdinand auf die Bedeutung der deutschen Gemeinden in Galizien zu lenken. Durch seine Einwirkung und die dadurch

beeinflusste Tätigkeit des Statthalters von Galizien Korytowski gelang der Auf- und Ausbau all unserer Unternehmungen. Auch davon erfuhren die Kandidaten.

Ich will nicht behaupten, daß alle Kandidaten den ganzen Umfang der Diasporaarbeit in Galizien durchmessen und sich innerlich angeeignet haben. Aber alle haben tiefe Eindrücke empfangen und sind innerlich bereichert in die Heimat zurückgekehrt und haben ihre Erfahrungen in der Heimatkirche angewandt. Sie waren die berufenen Vertreter der Gustav-Adolfarbeit. Leider sind mehrere von ihnen im ersten Weltkrieg gefallen.

Ich selber war 1914 durch Geheimrat D. Franz Rendtorff an die Innere Mission nach Leipzig berufen worden und habe 17 Jahre die dortige Arbeit mit ihren 18 Anstalten geleitet. Zugleich konnte ich beim Centralvorstand für unsere galizischen Gemeinden tätig sein. Meine Gemeinde Dornfeld hatte ich im September 1914 vor den vordringenden Russen in Sicherheit bringen können. Ich kann nur mit großer Dankbarkeit an die elf Jahre in der Diaspora zurückdenken. Meine ganze äußere und innere Entwicklung ist dadurch bestimmt worden. So ist es allen gegangen, die unsere Diaspora kennen und lieben gelernt haben. Reicher Segen ist dadurch unserer Heimatkirche zugeflossen. Wir haben dort die Zusammenhänge zwischen Kirche, Volkstum, Schule, Wirtschaftsleben und Politik wie an einem Schulbeispiel kennengelernt und einen Blick dafür auch im Vaterland gewonnen.

Sechs Monate blieben die Kandidaten in Galizien. Sie lernten dort nicht nur das Leben dieses Landes kennen, sondern empfingen auch einen Eindruck von der österreichischen Gemütlichkeit im Unterschied von dem preußischen Pflichtbewußtsein. Manchem ging die Erkenntnis auf, warum Preußen berufen war, die Einigung der deutschen Stämme durchzuführen und nicht Österreich. Sie erkannten in unseren einfachen deutschen Siedlern echte deutsche Menschen, die durch eineinhalb Jahrhundert ihr Deutschtum bewahrt, ja dafür gekämpft, geopfert und gelitten hatten. Sie erkannten in unsern einfachen evangelischen Gemeinden Glieder unserer Evangelischen Kirche, die berufen waren, Zeugen des Evangeliums in der buntgemischten Völkerwelt des Ostens zu sein.
